

Schmerz' geheime Sondierungen im Auftrage des preussischen Hauptquartiers

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: Chapter

Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde

Band (Jahr): 50 (1951)

PDF erstellt am: 30.06.2024

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sammenbrachen und der Strom nur noch mit Mühe gehalten werden konnte. Wie der preußische Oberbefehlshaber von Möllendorff jedoch schon Monate vorher daranging, aus der ihm aussichtslos erscheinenden militärischen Lage – zunächst ohne Wissen und Einwilligung seines Königs – die Folgerungen zu ziehen, soll auf den folgenden Seiten geschildert werden.

Erstes Kapitel

Schmerz' geheime Sondierungen im Auftrage des preußischen Hauptquartiers

Der preußische Staat, der sich um die Jahrhundertmitte den Eintritt in den Kreis der europäischen Großmächte erzwungen hatte, war inzwischen sich selber unähnlich geworden. Der so unerbittliche Entscheidungswille, mit dem Friedrich den Tag von Leuthen begonnen und die Katastrophe von Kunersdorf überstanden hatte, war nur noch in wenigen Gestalten lebendig. Der Feldmarschall von Möllendorff, der nach dem Rücktritt des Herzogs von Braunschweig die Führung der preußischen Rheinarmee übernahm, stand zwar auch jetzt noch als Soldat in hohem Rufe, aber die Feldherrnkunst des nunmehr Siebzigjährigen war nicht elastisch genug, als daß sie sich den Methoden der revolutionären französischen Kriegskunst hätte anpassen können. Müde und schwunglos in der Handhabung seines Kommandos, von einem Geschlecht von Epigonen umgeben, trug er nicht mehr den brennenden Eifer des Tatmenschen in sich, der auch die letzten Energien für einen Kampf um die legitime Ordnung und die Rechte der Krone zu entbinden vermocht hätte. Die Berliner Friedenspartei begrüßte seine Berufung an die Spitze der Armee mit Beifall und Dank, sah sie doch in ihm einen Wegbereiter des Friedens. Möllendorff sollte sie in ihren Erwartungen nicht enttäuschen. Er hatte sich, groß geworden im preußischen Dienst, ein gehöriges Maß von Mißtrauen und Abneigung gegen die Wiener Politik bewahrt, so daß es für ihn, da auch reichspatriotische Empfindungen nur von untergeordneter Bedeutung waren, kaum Hemmungen gab, als sich ihm ein Weg aus dem Dilemma des Krieges bot. Wie fast alle Kommandeure der preußischen Streitkräfte am Rhein hatte auch er den Haager Subsidienvertrag im Grunde seines Herzens verwünscht. Er haßte die Diplomaten und militärischen Unterhändler der Seemächte, die in seine strategischen Maßnahmen unausgesetzt mit hineinreden wollten. Er beargwöhnte die Österreicher, vornehmlich den Herzog

von Sachsen-Teschen, der mit Vorwürfen gegen seine Kriegführung nicht sparte und ohne Ende anspruchsvolle Forderungen an ihn stellte. Er erregte sich maßlos über die Offiziere seines Stabes, die seine Anordnungen mit Ironie und Kritik verfolgten und dabei des Politisierens nicht müde wurden. Über alledem aber verlor er allmählich die Zügel aus der Hand. Er war zu alt, um all den ihn umgebenden Kabalen ein Ende zu bereiten. Überreizt, verstimmt, verärgert, beunruhigt über die fortdauernden Angriffe der zahlenmäßig überlegenen, nach einheitlicher Planung vorgehenden Franzosen, wünschte er nichts heißer herbei als Waffenruhe und Frieden. Die Ungewißheit über die Lage im Osten, der Vorstoß der Franzosen gegen den Rhein, die drohende Gefahr, den Strom bald selbst überschreiten zu müssen¹, das gespannte Verhältnis Möllendorffs zu den Vertretern der Seemächte, das sein Adjutant, der Major von Meyerinck, vergebens wiederherzustellen sich bemühte, die tiefe Kluft, die namentlich seit dem Verlust von Trier und der Zuspitzung der militärischen Lage am Niederrhein den Feldmarschall von dem Herzog von Sachsen-Teschen trennte², all dieses machte die Stimmung im preußischen Hauptquartier immer unerträglicher. Hinzu kamen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und den preußischen Staatsmännern. So lehnte Hardenberg den Wunsch Meyerincks, er möge den Feldmarschall zu einem Übergang auf die rechte Rheinseite bewegen, rundweg ab; er tat alles, um bei Möllendorff Verständnis für die Anliegen der Seemächte zu wecken, indem er darauf hinwies, daß ein ehrenvoller Friede nur dann möglich sei, wenn in einem weiteren Feldzug die Streitkräfte aller Verbündeten den Gegner von der Beständigkeit ihres Zusammenwirkens würden überzeugen können. Er drang in ihn, aktiv zu bleiben, die Mosel zu verteidigen und die Schwetzingener Vereinbarungen einzuhalten³. Er verwies darauf, daß Österreich entschlossen war, ein gleiches zu tun. Er hob hervor, daß nach allgemeinem Urteil das Ausbleiben der Truppen des Generals von Kalckreuth den Verlust von Trier verschuldet hatte, daß die preußische Armee mithin verantwortlich und die Wiedereroberung dieses wichtigen Platzes nunmehr um so notwendiger war.

Möllendorff sah zwar ein, wie dringend geboten es war, dem

¹ Mitte August wurden in Köln und Bonn bereits Pontons über den Rhein geschlagen. Die auf dem rechten Rheinufer gelegenen Lazarette erhielten Befehl, sich für den Aufbruch zu rüsten, um notfalls in das nassauische Gebiet zurückverlegt zu werden. (Dohm an Hardenberg, Köln, 22. 8. 1794, Pr. G. St. A.)

² Meyerinck an Hardenberg, Kreuznach, 23. 8. 1794 (Pr. G. St. A.).

³ Hardenberg an Haugwitz, Frankfurt, 16. 8. 1794; an Möllendorff, 17. 8. 1794; an Meyerinck, 17. 8. 1794 (sämtlich im Pr. G. St. A.).

Gegner den Übergang auf die rechte Rheinseite zu verwehren, aber er war nicht der Held, aus dieser Einsicht die Konsequenzen zu ziehen. Unentschlossen letzten Entscheidungen aus dem Wege gehend, war er nicht imstande, die gegen ihn erhobenen Vorwürfe durch eine befreiende Tat zu widerlegen. Ihm fehlte das Selbstvertrauen des großen Soldaten, der den Glauben an den Sieg in sich trägt. Was er, um sich zu rechtfertigen, an Hardenberg schrieb, war nicht die Sprache eines Feldherrn, der sich zum Meister seines Schicksals macht⁴. Eine einzige Klage über das Hoffnungslose der militärischen Lage und über die mangelnde Eintracht unter den Verbündeten löst sich von seinen Lippen. Nicht er habe die Schwetzingen Vereinbarungen nicht eingehalten, beteuert er, sondern seine Partner. Sollte er denn allein ihnen nachkommen, wo die anderen sie beliebig brechen? Auch ihm komme es in dieser Stunde darauf an, die ihm anvertrauten Truppen keinem erneuten Stoß auszusetzen. Gegen den Vorwurf, den Fall von Trier verschuldet zu haben, wehrte er sich mit der kargen Bemerkung, man habe sowieso von Anfang an damit rechnen müssen. Als dann zwei kaiserliche Generalstabsoffiziere bei ihm erschienen, um ihm die oberste Führung in einem Unternehmen mit dem Ziel der Rückeroberung von Trier anzutragen, erklärte er sich wohl bereit, einen Teil seiner Truppen zur Verfügung zu stellen, die Gesamtleitung jedoch lehnte er ab. Einen Verteidigungskrieg zu führen, sei er jederzeit bereit, ließ er die Sendboten Sachsen-Teschens wissen; an eine Offensive hingegen, sei sie auch nur auf einem schmalen Frontabschnitt geplant, denke er nicht mehr⁵. – Das entsprach ganz den Tatsachen, hatte doch der Feldmarschall inzwischen insgeheim zu einer viel weiter reichenden Entwicklung die Hand geboten.

Der Gedanke, den Frieden wiederherzustellen, unter Umständen sogar mittels eines Sonderfriedens aus dem Kriege auszuscheiden, hatte im preußischen Offizierskorps ständig an Boden gewonnen.

⁴ Möllendorff an Hardenberg, H. Qu. Kreuznach, 18. 8. 1794 (Pr. G. St. A.).

⁵ Möllendorf an Hardenberg, 23. 8. 1794 (Pr. G. St. A.). – Auch Hardenberg war überzeugt, daß Trier hätte gehalten werden können, wenn Kalckreuth früh genug eingetroffen wäre (an Möllendorff, Frankfurt, 21. 8. 1794, Pr. G. St. A.). Ohne rechtzeitige Unterstützung konnte sich das schwache Korps des österreichischen Generals v. Blankenstein nicht halten. Trier lag auf der Moselseite, deren Verteidigung Möllendorff übernommen hatte. Verstimmt rief Hardenberg aus: «Was sollen alle Advokationen! Gilt es denn nicht alles bei diesem unglücklichen Krieg? Und ist es nicht unverantwortlich, da, wo sich vielleicht Ausreden finden ließen, nicht das zu *tun*, wozu man imstande ist?» (Randbemerkung zu einem Brief Schulenburgs an Hardenberg vom 30. 8. 1794, s. auch Randbemerkung zu Möllendorffs Brief an ihn vom 23. 8. 1794, Pr. G. St. A.)

Die überkommene Abneigung gegen Habsburg verband sich in diesem ruhmlosen Kriege bei vielen mit dem Bewußtsein, nicht eigentlich ein Gegner Frankreichs zu sein, eine Vorstellung, die schon seit 1792 auch von Offizieren der Revolutionsarmee in mehr oder weniger drastischer Weise erwidert wurde. Man brauchte nicht überrascht zu sein, als im Februar 1794 einige französische Kommissare, die wegen eines Gefangenenaustausches in Frankfurt erschienen, dort von Kalckreuth in der freundschaftlichsten Weise empfangen wurden. Man übersah dabei geflissentlich die Abzeichen der Trikolore und gab sich den Anschein, als sei man selbst der strengen Tradition der friderizianischen Tage entwöhnt. Überhaupt war man preußischerseits mehr denn je schöngeistig-literarisch interessiert und gebildet. In der Konversation der Salons fühlten sich die Offiziere jetzt ebenso sicher, wie die Tellheims sich einst auf den Feldern des siebenjährigen Krieges zu Hause gefühlt hatten. Immer mehr bewegten sich in ihren Kreisen die Gespräche um die Wiederherstellung des Friedens. In der Tat ist von ihrer Seite aus das Ausscheiden aus dem Kriege damals praktisch in die Wege geleitet worden.

Natürlich war Vorsicht geboten. Man wußte, wie sehr der König sich der gemeinsamen Sache Europas verpflichtet fühlte und eine Verbindung mit französischen Agenten verabscheute. Aber seines Adjutanten, des Obersten von Manstein, eines Friedensfreundes, durfte man sicher sein, wenn es sich darum handelte, den König zu gewinnen⁶. Man war in der Umgebung Möllendorffs nicht ohne Hoffnung. Zwar lag die Anweisung vor, bis auf weiteres zum Schutze des Reiches am Rhein zu verbleiben; aber schon hatte eine Mitteilung des Grafen Haugwitz weitere Möglichkeiten angedeutet⁷: man könne nicht länger die Armee aus eigenen Mitteln mit dem Nötigsten versehen; würden der soeben eingetroffenen ersten Subsidienzahlung, die höchstens für zwei Monate reiche, keine weiteren folgen, so bleibe nichts anderes übrig, als den Mittelrhein aufzugeben und sich auf die Verteidigung von Maastricht und Wesel zu beschränken. In diesem Sinne stellte auch eine Kabinettsorder vom 25. Juli Möllendorff anheim, die Maßregeln zu treffen, die er zur Deckung Hollands und der westfälischen Lande für erforderlich hielt. Es galt auch in diesem Schriftstück als ausgemacht, daß Preußen gezwungenermaßen seine Armee in die eigenen Provinzen zurückziehen würde, wenn die englischen Hilfsgelder ausblieben.

Gerade damals, im Sommer 1794, war gelegentlich die Rede davon, daß Franzosen und Österreicher über den Abschluß eines

⁶ Häusser, I, 495.

⁷ Haugwitz an Möllendorff, 10. 7. 1794 (Pr. G. St. A.); s. auch Häusser, I, 521.

Separatfriedens verhandelten. Möglicherweise sind Kalckreuth und Möllendorff selber als Urheber dieses Gerüchtes anzusehen; Tatsache ist, daß der Feldmarschall sich legitimiert glaubte, auch seinerseits Besprechungen mit den Franzosen aufzunehmen, war er doch der Ansicht, daß die Republik bei Preisgabe der österreichischen Niederlande durch Wien für eine Anerkennung der deutschen Westgrenze zu gewinnen sei. Nachdem er zunächst Lucchesini und Manstein in seine Pläne eingeweiht hatte, unterrichtete er den König am 5. Juli über die Gerüchte von jenen geheimen Verhandlungen zwischen Robespierre und Thugut und bat dabei um die Erlaubnis, auch seinerseits mit französischen Agenten anzuknüpfen ⁸.

Die Berliner Friedenspartei war inzwischen nicht müßig gewesen. Anfang Juli hatte der greise Hertzberg sich in drei Denkschriften an den auf dem polnischen Kriegsschauplatz sich aufhaltenden König mit der Bitte um Wiederherstellung des Friedens gewandt ⁹. Er hatte dem König empfohlen, unverzüglich einen Waffenstillstand auszuhandeln, um im Reich und in Polen freie Hand zu behalten und den Konvent anzuerkennen, falls dieser dafür zu einem Frieden auf der Grundlage des Vorkriegszustandes bereit war. Noch könne Preußen allen Gefahren zuvorkommen, aber es müsse schnellstens die Initiative ergreifen, solange es noch über eine kampfstärke Armee verfüge und sich noch nicht den Haß des Konvents zugezogen habe. Preußen müsse seine Verbündeten überzeugen, daß Frankreich militärisch nicht zu besiegen sei, und dürfe darum nicht zögern, die Republik anzuerkennen. Da er angesichts seiner immer noch guten Beziehungen hoffen konnte, beim Konvent Verständnis zu finden, wenn der König sich seiner bediente, scheute sich Hertzberg nicht, sich seinem Herrn für eine etwaige diplomatische Mission noch einmal anzubieten.

Allein der König, der nach der Einnahme von Krakau mit seinem Heere bereits am 13. Juli vor Warschau eingetroffen war, dachte nicht daran, sich mit dem Konvent einzulassen. Am 20. Juli wies er Hertzbergs Angebot in nüchternen, geradezu frostigen Worten ab: es sei seine Aufgabe nicht mehr, politische Ratschläge zu erteilen; dieses habe er vielmehr den Ministern des Königs zu überlassen. Über diese Einstellung des Königs ließ Lucchesini den Oberbefehlshaber im Westen nicht im unklaren ¹⁰. Er selber, so schrieb

⁸ Sybel, III, 272; s. auch Ranke, Hardenberg, I, 258 ff.

⁹ Die Antwort des Königs nebst den Denkschriften Hertzbergs als Anlagen abgedruckt in der 1798 erschienenen Hertzberg-Biographie von E. L. Posselt; s. auch Häberlins Staatsarchiv, Heft 1 und R. Krauel, Hertzberg, 96 f.

¹⁰ Lucchesini an Möllendorff, 19. 7. 1794 (Pr. G. St. A.), s. auch Häusser, I, 527 f.

der Marquis, sehe kein Hindernis, mit Robespierre zu verhandeln, doch der unüberwindliche Widerstand des Monarchen lasse einen solchen Schritt *jetzt* nicht ratsam erscheinen. «Beschränken wir uns darauf», so fuhr er fort, «bei den anderen Mächten friedliche Gesinnungen zu wecken und in jedem Falle den Subsidienvvertrag nicht über dieses Jahr zu verlängern, so geben wir dem Übelwollen keine Blöße und haben Aussicht auf feste und bleibende Verbindungen.» Das mochte resigniert klingen, und doch begrub Lucchesini seine eigenen Absichten noch längst nicht. Zwar zeigte sich der König wiederum recht unzugänglich, als Lucchesini Anfang August noch einmal eine Unterhandlung mit Frankreich vorschlug¹¹. Doch als er sich dann bereit erklärte, etwaige Vorschläge wenigstens anzuhören, sofern sie an ihn herangetragen würden, hatte der Marquis einen ersten persönlichen Erfolg errungen. Nimmt man hinzu, daß der Monarch bald darauf, enttäuscht die Belagerung von Warschau aufgebend, auf dem Rückwege aus Polen den Marquis von Breslau aus nach Wien entsandte, um das auf Grund der Allianz von 1792 ihm zustehende Hilfskorps anzufordern, so zeichneten sich deutlich gewisse Friedensaussichten ab, war doch Lucchesini zugleich beauftragt, falls, wie zu vermuten war, Österreich die Gestellung dieses Hilfskorps ablehnte, die Abberufung einer gleich großen Zahl preußischer Truppen vom Rhein anzukündigen¹².

Als Lucchesinis Nachrichten im Hauptquartier am Rhein eintrafen, hatte Möllendorff bereits die ersten Friedensschritte von sich aus getan. In allen diesen Aktionen von dem vorbehaltlosen Friedensfreunde Kalckreuth nachdrücklich unterstützt¹³, hatte er den Leutnant von der Knesebeck vom Regiment Braunschweig zu einigen in Mainz internierten höheren französischen Offizieren entsandt und sie bitten lassen, dem Konvent den Wunsch des Feldmarschalls zu übermitteln, ein Abkommen über den Austausch der Kriegsgefangenen zu treffen. Demzufolge übergab der Leutnant den gefangenen Franzosen einen von ihm selbst gezeichneten Brief in französischer Sprache, in welchem er erklärte, Möllendorff wünsche den Austausch der Gefangenen und werde alles in seiner Macht Stehende tun, sofern er sich nicht kompromittiere oder die Interessen seines Hofes gefährde¹⁴. Die Offiziere wurden gebeten, ein entsprechendes Begleitschreiben an Barthélemy, den französischen Gesandten in der Schweiz, auszufertigen. Sorge des preußischen

¹¹ Häusser, I, 529.

¹² Häusser, I, 529 f.

¹³ Ranke, Hardenberg, I, 219 ff., 258–261.

¹⁴ Der Brief trägt das Datum Mainz, 22. 7. 1794, Abschrift im Pr. G. St. A.; s. auch Kaulek, Papiers de Barthélemy, IV, 203.

Hauptquartiers mußte es alsdann sein, beide Dokumente in der richtigen Weise zu expedieren.

Das geschah. Die Offiziere verfaßten den Begleitbrief an Barthélemy. Preußen, so hieß es, sei zu Verhandlungen mit Frankreich bereit und werde, sobald die französischen Absichten bekannt seien, an einen noch zu vereinbarenden Ort einen Unterhändler entsenden. Es wurde gebeten, die preußische Demarche vorerst streng vertraulich zu behandeln. Nun kam es darauf an, diesen und Knesebecks Brief dem Gesandten Barthélemy geschickt in die Hände zu spielen. Möllendorff bediente sich hierzu eines Kreuznacher Weinhändlers namens Schmerz, den der Generalmajor Hiller ihm empfohlen hatte ¹⁵.

Schmerz war bei der Rheinarmee kein Unbekannter mehr. Gegen Ende des Jahres 1793 war der preußische Kapitän Foris nach Kreuznach ins Winterquartier gekommen, hatte dort den Weinhändler kennengelernt und ihn seinerseits im Frühjahr 1794 dem General Hiller vorgestellt. Dieser fühlte sich dem Weinhändler bald in enger Freundschaft verbunden, so daß es kaum überraschte, wenn der General beim Aufbruch seiner Brigade nach Meisenheim Schmerz einlud, ihn dort oder im Hauptquartier Kalckreuths in Obermoschel zu besuchen, denn er bedürfe noch, wie er hinzufügte, in einigen wichtigen Familienangelegenheiten seines ferneren Rates.

Schmerz folgte dieser Einladung schon bald. Den General Hiller traf er zwar nicht mehr an, dafür aber ward er von Kalckreuth zur Tafel geladen, und in den sich hierbei ergebenden unverbindlichen Gesprächen erkannte er, wie sehr man des kriegerischen Treibens müde war, wie pessimistisch man die wochenlangen Abwehrkämpfe in der Hardt beurteilte, wie haltlos man schimpfte auf Jakobinertum und Revolution, auf sinkende Assignaten und den endlos sich hinziehenden Krieg ¹⁶. Hiller wurde inzwischen in Möllendorffs Auftrag angewiesen, seine Bekanntschaft mit Schmerz in gangbare Münze umzusetzen. Er entledigte sich dessen in einer Weise, die bei der Eitelkeit und dem Geltungsdrang des Kreuznachers mit Sicherheit verfangen mußte ¹⁷.

Schmerz, nach seinen Tagebüchern und Briefen von geistig bescheidenstem Zuschnitt, entbehrte im Grunde jedes Verständnisses

¹⁵ Ferd. Schwarz, *Der Basler Friede*, S. 32–50; Vivenot, *Albrecht v. Sachsen-Teschchen*, I, 264; Sybel, III, 291; O. Kohl, *Schmerz' Tagebuch*, passim; Ranke, *Hardenberg*, I, 258; Sorel, *Rev. hist.*, V, 280; Bailleu, *H. Z.*, Bd. 75.

¹⁶ Siehe hierzu Schmerz, «Tagebuch über die Vorfälle zu Basel» (Pr. G. St. A.).

¹⁷ Siehe «Geheime Einleitung des Baseler Friedensunterhandlungen durch Schmerz in Kreuznach, 1794–96» (Pr. G. St. A.).

für Fragen der Politik. Wo er aber eine Möglichkeit witterte, etwas vom Glanz der großen Namen in seine Hütte zu bannen, durfte man seiner sicher sein. Als Hiller ihn im Auftrage Möllendorffs in einem eigenhändigen Schreiben bat, in aller Eile nach Biesterfeld am Fuße des Donnersberges zu kommen, wo er ihm Dinge von allergrößter Wichtigkeit zu eröffnen habe, von denen nicht nur ihr beiderseitiges Wohl, sondern gar das Glück der ganzen Menschheit abhinge, als er ihn, königliche Belohnungen verheißend, ersuchte, selbst den Ort und die Stunde zu bestimmen, wo er die Pferde vorzufinden wünsche, die Hiller ihm entgegenzuschicken versprach, da konnte Schmerz nimmermehr ablehnen¹⁸. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er, der sich zunächst wie ein eitler Günstling geizt, sich dann aber doch wie selbstverständlich auf den Weg gemacht hatte, von Hiller aufgefordert wurde, sich alsbald nach Paris zu begeben, um dort Besprechungen über den Austausch der Kriegsgefangenen einzuleiten! Nach mehreren Unterredungen, in denen er um schriftliche Instruktionen sowie um Schutz für Heim und Familie bat, bedeutete ihm Hiller am 14. Juli mit der Aushändigung eines Passes, sich umgehend in Kalckreuths Hauptquartier zu begeben, um dort mit dem General alles weitere zu besprechen.

Wiederholt ist Schmerz in den folgenden Tagen mit Kalckreuth zusammengetroffen. Drei Möglichkeiten nannte er dem General: eine Unterredung mit einem ihm bekannten Volksrepräsentanten bzw. einem ihm ebenfalls bekannten französischen General oder die Einschaltung des französischen Vertreters in Basel, von dem er wußte, daß er die Korrespondenzen für die französischen Kriegsgefangenen zu vermitteln hatte. «Tun Sie, was Sie wollen!» warf Kalckreuth am 21. Juli ein. «Dann reise ich nach Basel», antwortete Schmerz, «und um die Reise zu maskieren, will ich einen Besuch meines Pflegesohnes zum Vorwand nehmen, den ich daselbst die Handlung erlernen lasse¹⁹.»

Der General war einverstanden. Freilich gab er ihm statt der schriftlichen Instruktion nur mündlich den Auftrag, eine Möglichkeit eines Austausches der Kriegsgefangenen zu erkunden und – falls er auf französischer Seite eine Geneigtheit hierzu verspüre – einen Waffenstillstand vorzuschlagen, mit der Einschränkung jedoch, daß dieser erst mit dem Ablauf des Haager Subsidienvtrages am Jahresende bekannt werden dürfe. Er ermächtigte ihn zugleich, wenn die Gunst des Augenblicks es gestattete, die Rede auf einen

¹⁸ Hiller an Schmerz, 12. 7. 1794 (Pr. G. St. A.).

¹⁹ Hierzu und zum folgenden s. Schmerz' Tagebuch und «Geheime Einleitung d. Bas. Friedensunterhdlgn.» – Anm. 17 (Pr. G. St. A.).

Frieden zwischen Frankreich, Preußen und dem Reich zu lenken und auszuhorchen, welche Absichten der Konvent in Holland verfolge. Schmerz sagte endgültig zu. Kalckreuth und Hiller geboten ihm noch einmal strengste Verschwiegenheit und entließen ihn, Belohnungen und hohe Ehren ihm versprechend.

Man schrieb den 31. Juli, als Schmerz bei Nacht und Nebel Kreuznach verließ, um «in eigenen Geschäften» nach Basel zu reisen. Der Weg führte ihn zunächst nach Baden im Aargau, wo er eines Morgens vor dem Hause des französischen Gesandten Barthélemy erschien und dem ihm öffnenden Diener ein dünnes Bündel mit Schriftstücken übergab, eben jenen, von denen schon die Rede war. Ohne seinen Namen genannt zu haben, war er bereits wieder verschwunden, als der Diener noch einmal aus dem Hause zurückkam. Schmerz war weitergeeilt. In der Frühe des 3. August traf er in Basel ein ²⁰.

Weit und breit schien Basel der geeignetste Ort zu sein, um politische Informationen zu erhalten und diplomatische Gespräche anknüpfen zu können. Mit den meisten Mächten hatte das revolutionäre Frankreich gebrochen; aber es hatte dennoch verstanden, sich über alle wesentlichen Fragen der europäischen Politik zu unterrichten ²¹. So hatte beispielsweise Grouvelle, der französische Gesandte in Kopenhagen, dank seiner engen Beziehungen zu dem dänischen Außenminister Grafen Bernstorff und dessen Sohn, dem dänischen Gesandten in Berlin, zuverlässige Mitteilungen über die Stimmung in Preußen nach Paris gelangen lassen. Preußen sei

²⁰ Kaulek, *Papiers de Barthélemy*, IV, 223; Kohl, *Tagebuch*, 22; Sybel, III, 223. Unterm 15 thermidor (2. 8. 1794) berichtet Barthélemy an Buchot, den Kommissar f. auswärt. Angelegenheiten, am Morgen des 31. Juli sei bei ihm ein Paket mit 2 Aktenstücken abgegeben worden. Er habe seine beiden Sekretäre Marandet und La Quiante sofort in den Garten zurückgeschickt, um nach dem Überbringer der Papiere zu sehen. Beide suchten den Unbekannten vergebens. Von seinem Diener erfuhr Barthélemy nur, daß die Person schlecht gekleidet gewesen sei und nur mangelhaft französisch, im übrigen aber deutsch gesprochen habe. Sorel identifizierte den Unbekannten mit Schmerz (*Rev. hist.*, V, 284). Nach den erhaltenen Aufzeichnungen verließ dieser Kreuznach am 31. Juli 2 Uhr morgens. Natürlich konnte er nicht am gleichen Tage bei Barthélemy vor der Tür stehen. Des Rätsels Lösung kann nur darin liegen, daß der in Schmerz' Aufzeichnungen angegebene Abreisetag unrichtig ist. Bei der z. T. nachträglich vorgenommenen Abfassung der beiden Tagebuchtexte (des von Kohl herausgegebenen und des im Pr. G. St. A. befindlichen) ist durchaus möglich, daß Schmerz eine falsche Datierung unterlaufen ist. Es würde sich nicht um die einzige Unrichtigkeit des nur mit Vorsicht zu benutzenden Tagebuches handeln.

²¹ Zum folgenden einmal für immer: A. Sorel, *La Paix de Bâle*, *Rev. hist.*, Bd. V–VII, hier V, 271 ff.; F. Otto, *Theobald Bacher, Straßburg*, 1910, S. 13; Kaulek, *Papiers*, I, 6.

kriegsmüde, wußte er bereits am 14. Januar zu melden; es möchte sich vom Kriege zurückziehen; seine Finanzlage sei verheerend, aber da England Geld geboten, sei es verpflichtet auszuharren. Und vierzehn Tage später schrieb er nach Paris, Bernstorff sei zu vermitteln bereit, wenn der Konvent mit Preußen zu verhandeln wünsche²².

Mehr aber noch als über Kopenhagen oder auch Florenz und Venedig wurden Wohlfahrtsausschuß und Konvent von der Schweiz aus über die Vorgänge in Preußen und im Reich unterrichtet, wirkten hier doch die beiden klügsten und am besten informierten Diplomaten, über die damals der auswärtige Dienst Frankreichs verfügte: Barthélemy und Bacher. Sie sollten die Partner der preußischen Unterhändler sein und sind einer näheren Betrachtung wohl wert.

François Marquis de Barthélemy stand als Gesandter in der Schweiz zweifellos auf einem der wichtigsten Posten der auswärtigen Politik Frankreichs²³. Am 20. Oktober 1747 in Aubusson geboren und zum diplomatischen Dienst bestimmt, war er schon in jungen Jahren in Stockholm und Wien tätig gewesen, bevor er 1784 nach London versetzt wurde, von wo er um die Jahreswende 1791/1792 nach Solothurn übersiedelte, um dort als bevollmächtigter Minister und Gesandter im Interesse Frankreichs sich in erster Linie für die Aufrechterhaltung der schweizerischen Neutralität zu verwenden. Mit ihm hatte das revolutionäre Frankreich einen ungewöhnlich fähigen Diplomaten des anciens régimes in seinen Dienst zu übernehmen verstanden. Nach Sorels Urteil war niemand geeigneter als er, die Politik der jungen Republik mit der des bourbonischen Königtums zu verbinden. Gelehrt, besonnen, sachkundig,

²² Aus Paris kam damals keine Antwort. Umsonst wies Grouvelle darauf hin, wie tief der Däne die Zurückhaltung Frankreichs bedauere. Noch einmal meldete Grouvelle am 24. 11. 1794, daß Bernstorff zur Vermittlung bereit sei. Am 30. 11. faßte er Bernstorffs Ansichten über den Frieden erneut zusammen: er erkenne an, daß Frankreich über die Niederlande und das linksrheinische Reichsgebiet entscheiden könne, daß Holland dem englischen Einfluß entzogen werden und im Reich ein neuer Bund der Fürsten und Stände unter Frankreichs Schutz und Garantie gebildet werden müsse (Sorel, *Rev. hist.*, VI, 45 f.). Aber die Antwort aus Paris blieb inhaltlich und ausweichend. Für den Wohlfahrtsausschuß war die Stunde noch nicht gekommen, seine Karten ganz aufzudecken. – Für die Unterrichtung Grouvelles über die Prinzipien der Pariser Politik s. jedoch auch ergänzend Sorel, *Rev. hist.*, VI, 329, und M. Braubach, *Frankreichs Rheinlandpolitik i. Zeitalter d. frz. Revol.*, Arch. f. Pol. u. Gesch., 1927, S. 176.

²³ Sorel, *Rev. hist.*, V, 272 ff.; Gust. Steiner, *Korrespondenz des Peter Ochs*. Dieses Werk nennt S. CCXXXIII als Geburtsort Barthélemys Aubagne (Bouches-du-Rhône).

liebenswürdig und leutselig, in strenger Zurückgezogenheit lebend, ein Feind aller leidenschaftlichen Erregungen – «le plus modéré et le plus raisonnable de son pays» –, wußte er die Kräfte der heraufziehenden neuen Zeit ebenso sicher einzuschätzen, wie ihm die politischen Tendenzen der alten vertraut gewesen waren. Aristokrat in Geschmack und Haltung, ganz und gar noch der überkommenen europäischen Gesellschaft zugehörig, verabscheute er den jakobinischen Schrecken und lobte er die Klugheit des Konvents und des Wohlfahrtsausschusses, den Einfluß jener Extremen ausgeschaltet zu haben, jener «infernalischen Rasse von Kannibalen ohne Glaube und Gesetz». Noch vor der Ernennung zum Verhandlungsbevollmächtigten hat ein Vertrauter Hardenbergs, ein in preußischen Diensten stehender Kammerherr Graf Luxburg, ihn in Baden aufgesucht. Seinem Bericht können wir ein treffliches Bild dieses vornehmen Menschen entnehmen²⁴.

Da erfahren wir, wie sehr er bestrebt war, die wahren Interessen Frankreichs von denen der Fanatiker zu trennen und als Citoyen alles das zu tun, was er als Franzose tun mußte, nämlich seine Regierung über alle wichtigen Angelegenheiten der europäischen Politik zu unterrichten. Der Konvent hat ihn dafür recht schonend behandelt und war im Grunde froh, sich seiner bedienen zu können, als sich konkrete Verhandlungsmöglichkeiten ergaben. Sich jederzeit sein selbständiges Urteil behauptend und Herr aller schwierigen Stunden bleibend, hat Barthélemy wiederum sich nicht gescheut, seinerseits dem Konvent gegenüber seine Auffassungen zu vertreten. In einem Meer von Leidenschaften blieb er oft allein kühl und von nüchternem Denken, und ohne Haß und Eifer sind seine Berichte. Selbst nach dem im Sommer 1792 erfolgten Abbruch der amtlichen französisch-schweizerischen Beziehungen ließ er sich nicht von der Ungunst des Augenblicks leiten, sondern verblieb in dem Gastlande in der Überzeugung, daß der diplomatische Verkehr sich eines Tages wieder normalisierte und es deshalb nicht klug gehandelt wäre, vorschnell alle Brücken einstürzen zu lassen. Durchdrungen von der Tradition seines Berufes, hat er auch jene patriotisch-demokratische Vertraulichkeit nicht geteilt, wie sie etwa zwischen dem Legationssekretär Bacher und dem Basler Stadtschreiber Peter Ochs bestand, sondern hat überall taktvoll Abstand zu halten verstanden und bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit jene letzte Trennungslinie im Umgang mit seinen beiden Legationssekretären

²⁴ Vgl. den 3. Bericht, Baden, 28. 11. 1794 (Pr. G. St. A.). Aus dieser Mitteilung Luxburgs und Sorels Darstellung (Rev. hist., VI, 47) sowie den mir vorliegenden Berliner Akten ist die Identität von Hardenbergs «Basler Freund» mit dem Grafen Luxburg zu entnehmen.

Marandet und La Quiante ²⁵ wie überhaupt mit seinen Zeitgenossen beibehalten. In Baden im Aargau, wohin er sich von Solothurn aus zurückgezogen hatte, unterhielt er ganz nach vorrevolutionärer Art ein gepflegtes, gastfreies Haus, wo sich abends bei guter Speise und edlem Wein die junge kultivierte Gesellschaft zusammenfand und ein natürlicher Humor alle Schrecken der Zeit vergessen ließ. Wenn nicht alles trügt, hat Barthélemy hier auch im stillen auf eine Überwindung der Revolution gehofft und an die Errichtung einer konstitutionellen Monarchie in seinem Vaterlande geglaubt ²⁶. Erst als der Auftrag ihn erreichte, die Friedensverhandlungen mit Preußen zum glücklichen Abschluß zu führen, hat er das stille Baden mit dem lebensvolleren Basel vertauscht und im «Roßhof», dem Hause des Hieronymus Stähelin, Wohnung genommen. Von hier aus hat er dann jene bedeutenden Verhandlungen geführt, von denen noch zu berichten sein wird. Erst im Juli 1795 siedelte er mit der ganzen Gesandtschaft in Peter Ochs' Haus über ²⁷.

Von ganz anderer Natur, dabei aber den Diplomaten Barthélemy glücklich ergänzend, war der zweite Vertreter Frankreichs, Jacques Augustin Theobald Bacher ²⁸. 1748 in Thann im Elsaß geboren, hatte er seine Jugend zum Teil in Berlin verbracht, wo er, voller Bewunderung für den Staat Friedrichs des Großen, eine Reihe persönlicher Beziehungen anknüpfte, die er auch jetzt noch aufrechterhielt, besonders mit dem Bruder des Königs, dem Prinzen Heinrich, dessen Vertrauen er sich erwarb und den er noch 1794 den geborenen Gönner aller Franzosen nannte ²⁹. Nachdem er von 1777 bis 1791 als Gesandtschaftssekretär und zuletzt als beglaubigter Geschäftsträger bei der französischen Gesandtschaft in Solothurn gewirkt hatte, siedelte er nach der Durchführung mehrerer diploma-

²⁵ Alexandre Leopold, Baron de Marandet war wie Michel Ignace François Xavier La Quiante Elsässer. Beide wohnten hernach mit Barthélemy im «Holsteiner Hof», dem Hause des Peter Ochs in der Neuen Vorstadt, jetzt Hebelstraße 30/32. Vgl. auch Steiner, Ochs-Korresp., S. CCXXXVI.

²⁶ Steiner, a. a. O., CCXXXII.

²⁷ In der Schweiz verblieb er bis Ende 1797. Nach seiner Wahl in das Direktorium verließ er das Land, das ihm in hohem Maße verdankte, daß es so lange von allem Umsturz verschont blieb. Als Opfer des 18 fructidor nach Guyana deportiert, entwich er bald, gelangte über Amerika nach England, um nach dem Staatsstreich vom 9. 11. 1799 nach Frankreich zurückzukehren. Im gleichen Jahre wurde er Mitglied des Senats, dann Ritter der Ehrenlegion. 1808 von Napoleon zum Comte de l'Empire erhoben, diente er später unter Ludwig XVIII., der ihn in den Pairsstand erhob, ihn zum Staatsminister und 1818 zum Marquis ernannte. Am 3. 4. 1830 ist er gestorben.

²⁸ Vgl. über Bacher die Arbeit von Fr. Otto, bes. Kap. 2, S. 13-42.

²⁹ Bacher an den W. F. Ausschuß, 14. 12. 1794, Sorel, Rev. hist., V, 273 f.; Otto, a. a. O., 3; Kohl, Tagebuch, 25.

tischer Aufträge Barthélemys im Dezember 1793 nach Basel über, wo er als «premier secrétaire interprète de la République Française en Suisse» im «Drachen» bei Johannes Erlacher wohnte. Als rühriger Agent Frankreichs und begeisterter Anhänger der Revolution, als der er mindestens seit 1793 zu gelten hatte, ist er hier bis zum Januar 1798 tätig gewesen.

Bacher war kein Diplomat im Sinne Barthélemys. Er besaß weder dessen Fähigkeiten noch bewahrte er sich jene innere Freiheit von der Agitation des Alltages, die Barthélemy so auszeichnete. Er war im Grunde seines Herzens ein Citoyen, und auch nach außen trug er zur Schau, wie sehr er der Ideologie der Revolution verbunden war. In ihm war nichts, was ihn zu ernsthaftem Widerstand gegen die Neuerer hätte entflammen können. Insgesamt war er so ganz anders als Barthélemy, mit dem er zwar in einem durchaus freundschaftlichen Verhältnis stand, über letzte grundsätzliche Fragen des Lebens, der Politik oder der Gesellschaft jedoch nicht übereinstimmte ³⁰.

Wollen wir die Atmosphäre kennenlernen, in der die Basler Verhandlungen gedeihen sollten, so müssen wir auch noch eines Dritten gedenken, des Stadtschreibers Peter Ochs ³¹. Im «Holsteiner Hof», dem Hause, das schon bald nach der Jahrhundertmitte seine Familie erworben hatte, fand nicht nur der preußische Unterhändler Graf von der Goltz eine freundliche Aufnahme, sondern auch Barthélemy bezog, wie berichtet, mit seiner Gesandtschaft dieses gastliche Haus. Hier wurde nicht nur der Friede mit Spanien ausgehandelt und im Juli 1795 von Barthélemy und dem spanischen Minister d'Yriarte unterzeichnet, auch die Unterschrift unter den preußischen Frieden wurde in diesem Hause vollzogen ³².

³⁰ Im November 1797 wurde Bacher als Geschäftsträger nach Regensburg versetzt. Er starb 1813 in Frankfurt. Über sein Äußeres, seine Arbeitsweise, privaten Gepflogenheiten, s. Luxburgs Bericht vom 17. 11. 94.

³¹ Über Ochs, s. vor allem seine Korrespondenz, hgb. von Steiner, Bd. 1; Eduard His, Chronik der Familie Ochs, gen. His, Basel 1943, 184 ff.

³² Hardenberg, der nach Goltz' Tod die Verhandlungen weiterführte, wohnte im Markgräfler Hof, dem Basler Besitz des Markgrafen von Baden. Zu dessen Grundbesitz hatte einst auch der Holsteiner Hof gehört, in dessen unmittelbarer Nähe auch der von Godoy zwecks Anbahnung eines Friedens entsandte Spanier Domingo d'Yriarte wohnte, dessen Garten die Terrasse des Ochsschen Hauses berührte. Auch Hardenbergs Garten, der des Markgräfler Hofes, des heutigen Bürgerspitals, reichte fast unmittelbar an diese Terrasse heran, so daß die Beteiligten, ohne Aufsehen zu erregen, in Ochs' Haus gelangen und dort verhandeln konnte, unbemerkt vor allem von dem österreichischen Gesandten von Degelmann, der im Gaishof wohnte, dem seither abgebrochenen Haus Utengasse 5 in Kleinbasel. – Gegenüber den Verhandlungen mit Preußen und Spanien traten alle übrigen in den Hintergrund, obwohl es manchmal den An-

geistige Botmäßigkeit. Hinzukam, daß seine Eitelkeit ihn oft dahin drängte, in der Umgebung derer zu verweilen, die auf der Bühne der hohen Politik agierten. Das genügte ihm, um teilzuhaben an ihrem Ruhm. Zur besonderen Ehre rechnete er es sich an, daß Goltz und Barthélemy in seinem Hause wohnten und auch der Friede dort unterzeichnet wurde. In einem sachlich korrekten Verhältnis stand er zu Barthélemy, in einem sehr viel freundschaftlicheren zu Bacher, und selbst in Paris war sein Wort von nicht zu unterschätzendem Gewicht. Sowohl dort als auch in Basel trachtete man, sich dieser privaten Beziehungen zu bedienen. Ochs hat sich des öfters in Paris für Bacher und Barthélemy verwendet, vor allem, als es darauf ankam, die im Konvent und im Wohlfahrtsausschuß erschütterte Stellung des ersteren wieder zu festigen. Es verstand sich von selbst, daß er bei einer Aktion vom Range des Basler Friedens nicht unbeteiligt beiseite stehen konnte.

Tatsächlich ist sein Verdienst um die Anbahnung der Friedensverhandlungen vor allem von Barthélemy immer wieder anerkannt worden³⁵. Trotz aller Verdrießlichkeiten, schrieb dieser nach Paris, sei er der Republik ergeben geblieben, habe er der Gesandtschaft sein Haus überlassen und sich mit seiner zahlreichen Familie in ein abscheuliches Nebenquartier zurückgezogen, kurz: er sei aus den Präliminarverhandlungen nicht fortzudenken.

In Paris wie in Basel erwartete man damals geradezu einen preußischen Friedensfühler. Man hatte das sichere Gefühl, daß von allen Mächten Europas die Friedenspartei in dem waffenstarken Preußen sich noch am ehesten für eine Verständigung mit Frankreich erfolgreich würde durchsetzen können. Man erinnerte sich des Widerhalls, den die französische Aufklärung in Potsdam einst gefunden, und an den Prinzen Heinrich, der auch der Republik seine persönliche Zuneigung bewahrt hatte. Zwar waren bislang alle Versuche, mit Preußen in ein Gespräch zu kommen, fehlgeschlagen; nichtsdestoweniger vertraute man in Paris auf die Tatsache, daß die preußischen Militärs Österreich durchwegs argwöhnisch betrachteten, während sie gegen Frankreich keinen Haß empfanden; man wußte um die fortschreitende Auflösung der Koalition, um die Differenzen zwischen Preußen und seinen Verbündeten, um die katastrophale Finanzlage des Staates und schloß daraus

³⁵ Barthélemy an die Commission des Relations extérieures, 23. 9. 1795; Steiner, a. a. O., 503; s. auch Sybel, VI, 77 ff. Als äußeres Zeichen der Anerkennung schlug Barthélemy in Paris für ihn eine Pendeluhr vor. Am 5. 12. 1795 wiederholte er in einer Eingabe diese Bitte, wobei er auf Preußen verwies, das ihm einige prachtvolle Vasen geschenkt hatte. Im Februar 1796 trug er sein Anliegen noch einmal vor, jedoch wieder ohne Erfolg (Steiner, a. a. O., 503 f.).

auf ein unaufschiebbares Friedensbedürfnis³⁶. Nicht zuletzt deuteten die Rückzugsbewegungen im Westen und die erhöhte Aktivität in Polen darauf hin³⁷. Da zudem alle Erwerbungen im Osten nur unter weitgehender Schonung der Rheinarmee beibehalten werden konnten, lag nach allgemeinem Urteil die Abkehr von der Koalition im natürlichen Verlauf der Dinge. So rundete sich das Bild: Preußen wünschte den Frieden; die Rivalität zu Österreich, die Lage in Polen, die Haltung der Zarin, die Zustände in Preußen selbst ließen keine Wahl³⁸.

Diese Atmosphäre zu kennen, ist nützlich, um Aussichten und Schwierigkeiten zu ermessen, mit denen jeder preußische Unterhändler in Basel zu rechnen hatte. Während nun die französischen Interessen bei Bacher in den besten Händen lagen³⁹, war die Stellung Schmerz' von Anfang an insofern recht schwierig, als er gleichsam nur den ersten Schritt tun sollte und Möllendorff nicht

³⁶ Vgl. Bachers Bericht vom 19 nivôse (8. 1. 1794) bei Kaulek, III, 331. Barthélemy an Buchot, Baden, 20. 8. 1794: «Österreich ist am Ende seiner Hilfsmittel; die Koalition gegen Frankreich ist desorganisiert.» (Steiner, a. a. O., 499.) Bacher an Deforgues, 17. 1. 1794: Die Koalition sei kriegsmüde; man könne sie teilen und Preußen und Hessen-Kassel von ihr trennen; gerade jetzt sei es Zeit, einen Unterhändler nach Berlin zu schicken. (Kaulek, III, 354; Fr. Otto, 20 f.) Siehe auch Bachers Bericht vom 6 germinal (26. 3. 1794) bei Kaulek, III, 517.

³⁷ Barthélemy an Deforgues, 9. 9. 1793 (Sorel, Rev. hist., V, 274 f.), vgl. Bacher an Deforgues, 26. 3. 1794 (Kaulek, III, 517).

³⁸ Bacher an Deforgues, 19. 2. 1794: nach Berichten aus Frankfurt habe Lucchesini versichert, man wolle einen dreimonatigen Waffenstillstand proklamieren und sich währenddessen mit den Friedenspräliminarien befassen. Nach einer anderen Version sollten der französischen Regierung sofort Friedensvorschläge gemacht werden und die Koalitionsmächte evtl. die schweizerische Vermittlung nachsuchen (Kaulek, V, 3). Auch die Berichte des französischen Gesandten Noel in Venedig und des venetianischen Gesandten in London, San Fermo, rechneten mit einem Abfall Preußens von der Koalition. (Vgl. auch Bachers Bericht vom 5. 11. 94 bei Kaulek, IV, 411.) Im Reich sprach man allgemein von Frieden. (Siehe P. Hassel, N. Arch. f. sächs. Gesch. u. Altertumskunde, 12, S. 206; Erdmannsdörffer, Polit. Korresp. Karl Friedrichs v. Baden, II, 237, 244, 246.) Weitere Zeugnisse von den Friedensgerüchten bei Kaulek, V, 5 und 7. Offenbar hat der Mainzer Friedensantrag diesen Gerüchten Vorschub geleistet. (Siehe auch Bacher an Buchot, 29. 10. 1794, Kaulek IV, 396 und V, 8.)

³⁹ Barthélemy hielt sich zunächst ganz zurück. Erst als Goltz ernannt war, trat er, auch dann noch sehr vorsichtig, hervor. Bis Anfang Januar 1795 lagen die Besprechungen ausschließlich bei Bacher, der Ochs häufig hinzuzog. Am 24. 12. erfuhr Ochs durch Bacher von Barthélemys bevorstehender Ankunft. Nach Schwarz (a. a. O., 37) war Bacher schon vor Schmerz' Ankunft über die bevorstehenden preußischen Sondierungen durch Barthélemy unterrichtet worden. Diese Auffassung geht offenbar auf die Darstellung Sorels zurück (Rev. hist., V, 285).

kompromittieren durfte. Erst wenn er Erfolg hatte, konnte der Feldmarschall aus seiner Reserve heraustreten.

Sogleich nach seiner Ankunft in Basel begab sich Schmerz zu dem ihm seit Jahren bekannten Forcart-Weiß, einem Fabrikanten und Bankier^{39a}, der ihn seinerseits ohne Zögern dem Kanzler Peter Ochs vorstellte. Als Schmerz ihm erklärte, daß Preußen wegen eines Gefangenenaustausches mit Frankreich in Verhandlungen treten möchte, und er ihn bat, ihn dieserhalb mit Bacher in Verbindung zu bringen, griff Ochs sogleich den Gedanken auf, gaukelte ihm schon etwas von geheimen Abmachungen vor und meinte, der König werde doch nur hintergangen und am Ende ein Opfer Rußlands werden. Es sei daher an der Zeit, die Koalition zu verlassen, zumal doch auch Prinz Heinrich und die Generale der alten Schule so dächten. Ochs eilte zu Bacher und eröffnete ihm, was er von dem biedereren Deutschen gehört hatte. Schon am 6. August war er in der Lage, Schmerz «mit unbeschreiblicher Freude» mitzuteilen, daß Bacher seinen Antrag günstig aufgenommen habe und ihn noch am gleichen Tage in Ochs' Wohnung erwarte.

In der dreistündigen Unterredung dieses Nachmittags, der sich am folgenden Tage noch eine weitere anschloß, erkannte Schmerz bald, daß Bacher schon über vieles unterrichtet war. Dennoch ging er in seiner auch für die Folgezeit bezeichnenden Redseligkeit sogleich über seine Weisungen erheblich hinaus und versuchte den Eindruck zu erwecken, als sei er unmittelbar von Möllendorff und mit Wissen und Zustimmung des Königs entsandt worden. Preußen werde alles tun, erklärte er, um sich Frankreich wieder zu nähern. Der König sei entschlossen, auf eine Koalition zu verzichten, die nur zum Ruin führe, und alles für einen Gefangenenaustausch zu tun, um so zu einem vornehmlich von der militärischen Führung gewünschten sofortigen Waffenstillstand zu gelangen. Zwar sei der König in seinen Entschlüssen noch nicht frei, aber wenn am 1. Dezember der Subsidienvvertrag abgelaufen sei, gebe es kein Hindernis mehr. Er fügte hinzu, daß namentlich Möllendorff erwarte, daß die Franzosen das passive Verhalten des preußischen Heeres mit der Schonung der Territorien am Niederrhein und einer nachsichtigen Behandlung Hollands beantworteten⁴⁰.

^{39a} Über Joh. Rud. Forcart-Weiß als Geschäftsmann orientiert jetzt Carl Burckhardt-Sarasin im Basler Jahrbuch, 1950, S. 102–141.

⁴⁰ Bacher an Buchot, 19 thermidor (6. 8. 1794) Kaulek, IV, 230 ff. Bacher nennt Schmerz' Namen noch nicht (Sorel, Rev. hist., V, 286). Auf Robespierres Veranlassung wurde Buchot am 20 germinal II mit der Leitung der Kommission der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Er blieb es bis zum 13 brumaire III.

Zweifellos war Schmerz mit dieser Berufung auf den König zu weit gegangen. Denn er hatte auszuhorchen und zu sondieren, nicht aber so weitreichende Erklärungen abzugeben. Bacher indes zeigte sich auf das angenehmste berührt. Er habe zu keinem günstigeren Augenblick kommen können, meinte er, als jetzt, da Robespierre tot sei. Eine Welle der Erinnerungen stieg in ihm auf, und er begann zu plaudern von seinen häufigen Zusammenkünften mit Möllendorff und dem Prinzen Heinrich, von Kalckreuth und Hohenlohe, Lucchesini, Bischoffwerder und dem Prinzen von Nassau-Siegen. Er versprach, in Paris sogleich den Austausch der Gefangenen zu empfehlen. Anscheinend genügte diese Bemerkung dem Sendling des preußischen Hauptquartiers noch nicht, regte er doch in der Unterredung des folgenden Tages an, eine geheime Präliminarkonvention abzuschließen, von der aus man dann leicht zu einem endgültigen Frieden gelangen könne. Allerdings, so fügte Schmerz hinzu, werde der König sich hierzu nur dann bereit finden, wenn das Reich, eventuell auch Holland mit einbezogen werden könnten.

Bacher ging zunächst in allgemeinen Wendungen hierauf ein, beteuerte, daß auch er den Frieden mit dem Reich sehr begrüßen und der Wunsch des Königs bezüglich Hollands keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen würde. Er versicherte, alles zu tun, um den Anträgen in Paris eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Das waren keine leeren Worte. Fast konnte man in seinen Erklärungen schon eine Einleitung von Friedensverhandlungen sehen. Am 8. August bat er in Paris um die Anweisung, den offiziellen preußischen Friedensunterhändler, sobald er einträte, dem Gesandten Barthélemy zuzuführen, und Ochs beeilte sich, Schmerz einen recht genau ausgearbeiteten Entwurf der von dem letzteren vorgeschlagenen Konvention zu übersenden ⁴¹.

Damit war der Anfang getan. «Alle meine Anträge wurden vernügt aufgenommen», meldete Schmerz am 7. August in seinem ersten Bericht an Kalckreuth ⁴², und am folgenden Tag machte er sich zur mündlichen Berichterstattung auf. Am 11. August in Möllendorffs Hauptquartier angelangt, informierte er, da der Feldmar-

⁴¹ Kohl, Tagebuch, 29; Kaulek, IV, 233; Otto, 27.

⁴² Kohl, 27; Schmerz schrieb unter der Deckadresse Forcart. Siehe auch «Geheime Einleitung etc.» (Pr. G. St. A.). Schmerz machte sich von seinen Unterredungen kurze Aufzeichnungen. Auf Grund ihrer und der Abschriften selbst geschriebener und von ihm an andere gerichteter Briefe verfaßte er einen ausführlichen Bericht über seinen Anteil am Friedenswerk. Dieser nach dem Kriege, vielleicht Anfang 1796 verfaßte Bericht war für Hardenberg bestimmt und liegt in zwei Handschriften vor, von denen die eine – Kreuznacher – von Kohl veröffentlicht wurde, während sich die andere im Pr. G. St. A. befindet. Über das Verhältnis beider Fassungen, s. Otto, a. a. O., 23 ff.

schall sich noch strikt zurückhielt, den Adjutanten Meyerinck über den Verlauf seiner Mission und hoffte, nach einem Empfang bei Kalckreuth wieder in die Stille seines Kreuznacher Daseins zurückkehren zu können. Allein es kam anders. Am 17. August verlegte Möllendorff sein Quartier nach Kreuznach; Meyerinck nahm Wohnung in des Weinhändlers Haus ⁴³. Als neue Reibungen mit dem österreichischen Oberkommando eine schnelle Entscheidung erforderten, berief Kalckreuth ihn noch einmal zu sich.

Während Ochs bereits einem Freunde schrieb, es würden Friedensdemarchen unternommen und schon geheime Unterhaltungen an dritten Orten geführt, er möge sich daher ungesäumt in einer frohen Stunde mit den Friedensartikeln befassen ⁴⁴, erwartete man in Basel und Kreuznach ungeduldig, aber guten Mutes die Antwort aus Paris. Aber weder Barthélemy noch Bacher, der den ersteren von seinem Bericht an Buchot in Kenntnis gesetzt hatte, erhielt eine nähere Anweisung. Umsonst stellte Bacher den in Paris Regierenden vor Augen, wie aussichtsreich jetzt ein Verständigungsversuch sei, da Preußen sich Österreich mehr und mehr entfremdete, die Kriegsmüdigkeit wuchs und die Rheinarmee tatenlos in ihren Stellungen verblieb. Vergebens wandte er sich auch an den General Michaud, den Befehlshaber der französischen Rheinarmee, um Unterstützung seiner Empfehlungen in Paris. Vermutlich stand der

⁴³ Meyerinck verblieb in Schmerz' Haus bis 12. Oktober. Schmerz war über seine Behandlung nach der Rückkehr aus Basel tief enttäuscht. Meyerinck tröstete ihn, versprach ihm fürstliche Belohnungen und bezahlte ihm seine Reisekosten – 189 Taler, «wobei ich», wie Schmerz berichtet, «aus Ehrgeiz 48 Taler zu verschweigen die Schwachheit hatte.» In bitterer Ironie hat er seine damalige Lage geschildert: «... überdies winkte mir mein Wagen, der durch den Herrn Majors seinen aus der Remise auf offener Straße verdrängt war, mit jedem Regen und Windstoß bittere Vorwürfe zu. Auch meine Frau ermangelte nicht, mir täglich vorzuwünseln, daß die Ausgaben ihrer Haushaltung jetzt siebenfach mehr als sonst betrügen. Ich tröstete sie mit dem großen Gewinn, den ich aus einer Entreprise machen würde, welche mir der Herr Major verschaffen könnte, ja, ich suchte mich selbst zu überreden, daß ich alles tausendfach ersetzt erhalten würde. Ich ließ deswegen mein altes englisches Ale und meinen Cap. Wein fließen, sogar alle meine Pflirsiche, Trauben, feines Obst und Gemüse wurden geopfert. Anfangs war es freie Gabe, nachher aber holte man es als ein erworrenes Recht. . . » Seine Sympathien für die französische Revolution wurden von den Franzosen belohnt. Besonders haben sich hernach die Volksrepräsentanten Merlin de Thionville und Rivaud dankbar seiner Verdienste um die Einleitung der Verhandlungen erinnert, während die Kaiserlichen bei ihrem Abzug aus Kreuznach im Herbst 1795 sein Besitztum ziemlich zerstört zurückließen. In dieser trostlosen Lage erreichte ihn eine Einladung Preußens, sich in den fränkischen Landen niederzulassen. Schmerz erhielt fortan von Preußen eine Rente (Steiner, 418).

⁴⁴ Steiner, 417.

Wohlfahrtsausschuß in jenen Tagen noch zu sehr unter dem Eindruck des 9 thermidor, als daß er sich mit Instruktionen für seinen Basler Agenten hätte befassen können. Offenbar war auch der Gedanke mitbestimmend, erst einmal die Operationen am Rhein und in Holland weiter vorwärts zu treiben und die Entwicklung in Polen abzuwarten, bevor eine Stellungnahme zu den Besprechungen in Basel erfolgte⁴⁵. Jedenfalls klang die erste Nachricht, die von Ochs am 24. August im preußischen Hauptquartier eintraf, recht dürftig. Es hieß darin, die Eröffnungen seien günstig aufgenommen und würden zur Stunde noch geprüft. Daraufhin entschloß sich Kalckreuth, Schmerz noch einmal nach Basel zu schicken – wiederum nur mit einer mündlichen Instruktion versehen⁴⁶.

Es ist nicht klar ersichtlich, warum die Abreise des preußischen Sendlings, der nach seiner Unterredung mit Kalckreuth am 26. August noch einmal nach Kreuznach zurückgekehrt war, nun doch noch beträchtlich hinausgezögert wurde. Vielleicht wurden wichtigere Mitteilungen aus Basel erwartet. Indes was Ochs zu berichten hatte, waren Schmeicheleien ohne Inhalt⁴⁷, so daß die Tage verstrichen, ohne daß Schmerz und Kalckreuth nun eigentlich wußten, woran sie waren. Dann aber drängte Meyerinck plötzlich auf eine sofortige Abreise. Bei Kaiserslautern waren die Franzosen unerwartet erfolgreich gegen die preußischen Stellungen vorgestoßen. Ernste Befürchtungen machten sich allenthalben breit. Vielleicht konnte durch eine umgehende Entsendung Schmerz' nach Basel und eine Intervention Bachers ein Stillstand der immer bedrohlicher werdenden Operationen des Feindes erwirkt werden.

So machte sich Schmerz am 12. September erneut auf den Weg, ohne auch dieses Mal zu seinem Leidwesen etwas «Schriftliches» in Händen zu haben. Denn Möllendorff war noch immer nicht bereit, nach außen hin die Verantwortung zu übernehmen. Schmerz wurde angewiesen, alle Berichte an Meyerinck zu senden und von diesem seine Instruktionen entgegenzunehmen. Nur im Falle seiner Abwesenheit war er befugt, sich unmittelbar an Kalckreuth zu wenden. Um ihm seinen Aufbruch zu erleichtern, sparte Meyerinck wiederum nicht mit unverbindlichen Versprechungen hinsichtlich der Sicherheit seiner Familie und seines Besitztums, und um unvorhergesehene Zwischenfälle zu vermeiden, wurden ihm alle Be-

⁴⁵ Kaulek, IV, 230; Sorel, Rev. hist., V, 287; Otto, 28.

⁴⁶ Möllendorff hielt sich wiederum zurück. Er hatte Schmerz zur Tafel geladen, dabei aber von der Mission nach Basel kein Wort verlauten lassen.

⁴⁷ Siehe Ochs an Schmerz, 30. 8. und 3. 9. 1794 (Pr. G. St. A.). Immer wieder wird in diesen Briefen auch gegen Pitt polemisiert und andererseits der Selbstbehauptungswille der friedliebenden Republik ins rechte Licht gerückt.

wegungen im weiträumigen Kampfgebiet auf der Karte genau erläutert⁴⁸.

Am 15. September in Basel eingetroffen, gab es nach Schmerz' eigenem Zeugnis zunächst eine leidenschaftlich erregte Szene, die alle bisher so mühsam geknüpften Fäden wieder zu zerreißen drohte. Als nämlich Schmerz eine geheime Abmachung der beiderseitigen Oberkommandos für das bevorstehende Unternehmen gegen Trier anregte, dem sich Preußen angesichts der noch bestehenden politischen und militärischen Verpflichtungen nicht entziehen könne, reagierte Ochs auf das Ansinnen Schmerz', die Franzosen möchten die preußischen Verbände nicht ernsthaft bedrängen, sondern sie gleichsam nur zum Scheine angreifen, in einem ungemein gereizten Ton: der König wisse von seinen Aufträgen noch gar nichts, die listigen preußischen Generale würden sich doch nie von der Koalition trennen, Schmerz sei ein Betrüger, oder man habe ihn hintergangen; die Verhandlung sei also als abgebrochen zu betrachten⁴⁹. Wollen wir seinen Worten trauen, so war er entschlossen, abzureisen und bestellte für den nächsten Morgen die Pferde.

In Wahrheit ist die Stimmung in Basel viel versöhnlicher gewesen. Weder Bacher noch Schmerz wollten es auf einen Bruch ankommen lassen. Bacher, deprimiert über das Ausbleiben aller konkreten Weisungen, trug zwar für einen Augenblick Bedenken, weiteren Umgang mit dem Sendling aus Kreuznach zu pflegen; da aber bediente sich dieser einer kaum glaubhaften List, die Krise zu überwinden. In einer Unterredung am Abend des 16. September legte er seinem Partner dar, wie ehrlich der Wille zur Verständigung preußischerseits doch sei: der König sei überraschend in Möllendorffs Hauptquartier erschienen; dort hätten die Generale ihm reinen Wein eingeschenkt, nichts von der Aussichtslosigkeit einer Fortsetzung des Krieges verschwiegen und gegebenenfalls um ihre Entlassung gebeten. Daraufhin habe der Monarch alle bisherigen Schritte ge-

⁴⁸ Dabei plauderte Meyerinck auch den österreichischen Plan einer Wiedereroberung von Trier aus und bemerkte dazu, daß die Preußen zwar vorrücken, aber nicht angreifen würden. In der Instruktion für diese Unternehmung hieß es u. a.: «Das Gros der Armee bleibt hinter Knobelsdorf bei Kirn, Meisenheim, Birkenfeld... stehen. Köhler wird die jenseitigen Ufer der Mosel cotoyieren, aber diese so wenig wie alle übrigen attackieren, sondern nur figurieren und in wenig Tagen in unsere Position bei Kreuznach retournieren» (Pr. G. St. A.).

⁴⁹ Die immer wieder hinausgeschobene Abreise hatte Schmerz veranlaßt, durch einen uns unbekanntem Mittelsmann Ochs von seinen mündlichen Weisungen Kenntnis zu geben. Ochs' Verärgerung gegen Preußen hatte sich noch gesteigert durch einen heftigen Artikel der in Kleve erscheinenden nieder-rheinischen Zeitung.

billigt und mit den Generalen die weiteren Maßnahmen festgelegt. Man weiß, daß von einer Anwesenheit des Königs bei der Rheinarmee oder gar von einem Kriegsrat im Westen in jenen Tagen keine Rede sein konnte, befand sich doch der Monarch damals nach der Aufgabe der Belagerung von Warschau in trüber Stimmung auf dem Rückweg nach Berlin, wo er am 18. September eintraf. Bacher konnte das nicht wissen – kein Wunder also, daß er sich von der Darstellung Schmerz' überzeugen ließ, die von Ochs gegen Schmerz erhobenen Vorwürfe nicht teilte, sondern den Hergang der «Ereignisse» sogleich nach Paris meldete und dem General Michaud empfahl, behutsam gegen die preußischen Stellungen vorzugehen und die Wünsche Möllendorffs zu begünstigen⁵⁰. Er fügte sogar nach Paris hinzu, der österreichische Kriegsrat hätte zu der beabsichtigten Wiedereroberung von Trier die Preußen gebeten mitzuwirken. Möllendorffs Streitkräfte würden sich jedoch nur beobachtend verhalten und das Unternehmen würde scheitern, wenn die Franzosen an den wichtigsten Stellen stark genug seien. Die Preußen würden mit Sicherheit nicht attackieren, hofften aber, auch nicht zur Gegenwehr gezwungen zu werden.

Wie Bacher in den folgenden Tagen alles tat, um den Wohlfahrtsausschuß zu überzeugen, daß Preußens eigenes Interesse nach einem Ausgleich mit Frankreich verlange⁵¹, so bemühten sich auch Möllendorff und Kalckreuth ihrerseits, ihre Aufrichtigkeit zu beweisen, indem sie Bacher von allen Bewegungen der preußischen und österreichischen Truppen unterrichteten. Als dann trotz aller Zusicherungen das auf Grund der Allianz von 1792 den Österreichern zur Verfügung stehende Korps des Prinzen von Hohenlohe die Franzosen einen Tag vor dem festgesetzten Angriff bedrängte und sie am 20. September bei Kaiserslautern schlug, kam dieser Sieg dem Feldmarschall denkbar ungelegen. Mit vielen Worten ließ er sich durch Schmerz bei Bacher entschuldigen und erklärte, er habe Hohenlohe sofort abberufen und werde sich nun selbst möglichst auf das rechte Rheinufer zurückziehen. Weisungsgemäß erklärte Schmerz, daß Hohenlohe nicht Möllendorff, sondern dem Herzog von Sachsen-Teschen unterstehe, Möllendorff also für den Vorfall gar nicht verantwortlich zu machen sei⁵².

Es ist verständlich, daß unter diesen Umständen in Basel noch

⁵⁰ Bacher an Buchot, 30 fructidor (16. 9. 1794), Kaulek, IV, 304; ferner Sybel, III, 229; Bailleu, H. Z., 75, 249; Sorel, Rev. hist., V, 293 f.; Oncken, Zeitalter d. Revol., I, 726 f.; Otto, 30 f.

⁵¹ Siehe vor allem Bachers Briefe an Buchot vom 22. und 24. 9. 1794 (Kaulek, IV, 315 ff. und 323 f.). Vgl. auch Schmerz an Meyerinck, 16. 9. (Pr. G. St. A.).

⁵² Schmerz an Meyerinck, 22. 9. 1794 (Pr. G. St. A.).

sehr viel gegenseitiges Mißtrauen zu verspüren war. Die Unterhaltungen mit Ochs und Bacher waren vielfach belanglos, und hellhörig wurde Schmerz erst, als Bacher eine französische Intervention in Polen nicht für ausgeschlossen hielt oder zu erfahren suchte, was Preußen täte, wenn Holland freiwillig oder gezwungen sich von der Koalition löste. Schmerz gewann den Eindruck, als wolle Frankreich erst Holland und das linke Rheinufer erobern, bevor es sich mit Preußen an den Verhandlungstisch setzte⁵³. Was hatte andererseits der arme Weinhändler dagegen anzuführen, wenn die Franzosen zwischen den Absichten der preußischen Generale einerseits und denjenigen des Königs und seiner Minister andererseits unterschieden! Mochte das Wort des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, Möllendorff sei in seinem Friedenswillen fähig, «zu Fuß nach Basel und von dort zum Konvent zu gehen und die Füße der Königsmörder zu küssen, um den Frieden zu erhalten»⁵⁴ in gewissem Sinne auch zutreffen, so brauchte man auf französischer Seite noch nicht so zu denken, und vor allem verstummten nach jenem vorgespiegelten Kriegsrat in Möllendorffs Hauptquartier Bachers Vorwürfe nicht restlos, wonach der König von seiner Entsendung immer noch nichts wisse und alle Besprechungen nur das Werk verantwortungsloser Generale seien⁵⁵. Schmerz war letztlich außerstande, ihn zu widerlegen.

So ging es den September hindurch zwischen Furcht und Hoffnung auf und ab. Solange die Antwort aus Paris ausstand, hatten die Gerüchte das Wort⁵⁶. Sie waren belanglos und können darum hier übergangen werden. Sehr viel wichtiger war, daß Anfang Oktober Meyerinck noch einmal in einem umfassenden Reskript den Standpunkt des Hauptquartiers darlegte⁵⁷. Er formte das Schriftstück von vorneherein so, daß Schmerz, um Vertrauen zu erwecken, es ohne Bedenken Bacher und Ochs zeigen konnte. Danach war Preußen am Ende seiner Kraft. Er warb noch einmal um Verständnis für das Verhalten Hohenlohes bei Kaiserslautern. Solange die

⁵³ Schmerz an Meyerinck, 18. 9. 1794 (Pr. G. St. A.).

⁵⁴ Vivenot, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, II, 1, S. 251.

⁵⁵ So schrieb Schmerz am 18. September, Bacher befürchte, daß er von den Schülern des großen Friedrich hintergangen werde und der König nichts von seiner Sendung wisse – ein Argument, das immer wiederkehrte. (Siehe auch Schmerz' Bericht vom 20. 9. im Pr. G. St. A.). Erst nach einigen Wochen brachte ein Feldjäger die Nachricht, daß Meyerinck nach Berlin abgereist sei, um den König für die Basler Verhandlungen zu gewinnen. Meyerinck traf, wie noch auszuführen sein wird, mit Vollmachten versehen, am 12. November in Basel ein.

⁵⁶ Siehe u. a. Meisters Briefe an Ochs vom 24. 9. und 7. 10. 1794 (Steiner, 423 ff.).

⁵⁷ Meyerinck an Schmerz, 6. 10. 1794 (Pr. G. St. A.).

Verträge in Kraft seien, schrieb er, könne man sich ihrer Erfüllung nicht entziehen. Hohenlohe sei Sachsen-Teschen unterstellt gewesen und das ganze Unternehmen von den Österreichern, denen das Korps Hohenlohe nur Hilfstruppen gestellt habe, durchgeführt worden. Durch Spione habe man Kenntnis von einem geplanten französischen Angriff erlangt. Gefangene Offiziere hätten als Termin den 23. September genannt. Daher sei Hohenlohe zum Prävenire gezwungen gewesen. Niemand denke auf preußischer Seite an eine offensive Demonstration. Man wolle vielmehr in Ruhe den Winter erreichen, sich passiv verhalten und sich so allmählich und unmerklich aus dem Kriege herausziehen. Es sei Möllendorffs Wunsch, bis zum Abschluß eines Vertrages in seinen Stellungen zu verharren, um dann in der Stille den Rhein zu überschreiten. Er hoffe, an der Front keinem Druck ausgesetzt zu werden, um so eine Basis für eine loyale und ihn nicht kompromittierende Verhandlung zu gewinnen. Fürs erste solle Schmerz einen Gefangenen-austausch erwirken und die Respektierung des preußischen Besitzes am Niederrhein verlangen. Durch solch ein schrittweises Vorgehen werde man mit der Zeit auch den König gewinnen. Dabei wies Meyerinck auch auf die Entsendung Lucchesinis nach Wien hin, um für die Liquidierung des polnischen Aufstandes ein österreichisches Hilfskorps von 20 000 Mann zu erlangen, und auf den Entschluß des Königs, im Falle einer Ablehnung eine gleichstarke Truppe von seiner Rheinarmee nach Polen zu detachieren. Er erinnerte Schmerz an den überall wachsenden Friedenswillen, an die diesbezüglichen Äußerungen vieler deutscher Fürsten, an die Wilhelmsbader Konferenz und manches mehr, alles Argumente, die Bacher von der Aufrichtigkeit Preußens überzeugen sollten. Er sollte geschickt zu erkennen geben, daß Möllendorff andererseits äußerstenfalls mit seinen rund 63 000 Soldaten auch noch eine Schlacht anzunehmen bereit sei, im übrigen aber Schonung des preußischen Territoriums, milde Behandlung der gefangenen Offiziere und Vermeidung eines Angriffes auf Koblenz verlangen und endlich zu erfahren suchen, ob die Republik die preußischen Erwerbungen in Polen garantieren und wie sie sich zu einem Frieden verhalten werde, der der polnischen Erhebung ein Ende bereite.

Fast zu derselben Zeit äußerte sich Bacher so deutlich über die französischen Kriegsziele, daß man wohl nicht fehl geht, dahinter geheime Anweisungen aus Paris oder doch Einflüsse von Volksrepräsentanten zu suchen, mit denen Bacher in Verbindung stand. Erst müsse das linke Rheinufer besetzt und Holland erobert sein, erklärte er, ehe man dem französischen Volk einen Frieden vor-

schlagen könne⁵⁸. Auch ein Gefangenenaustausch werde erst nach der Einnahme von Kleve, Mörs und Geldern möglich sein. Das war viel gesagt! Pfänder also wollten die Franzosen in Händen haben, bevor sie zum Frieden bereit waren. Unabwendbar schien sich hier ein Schicksal zu vollziehen. Tief von seiner Mission enttäuscht, wünschte Schmerz, von seinem Auftrag entbunden zu werden. «Wenn meine Bitte, mein Flehen etwas vermag, meine Angst den Herrn Feldmarschall rühren kann», schrieb er an Meyerinck, «dann werden Sie das, was bishero geschah, Seiner Majestät eröffnen. Wollen Sie aber nicht, dann verlaß ich einen Ort, wo ich am Ende höchst unglücklich zu werden befürchte.»

Meyerinck war bestürzt. Die immer kritischer werdende Lage an der Front machte ihn mißtrauisch. Er fragte sich mit Recht, ob denn Konvent und Wohlfahrtsausschuß überhaupt ernsthaft zu Vereinbarungen bereit waren⁵⁹. Wie resigniert klingt doch die Klage, in die er in einem Brief an Schmerz ausbricht: «Wir müssen, wir wollen ja gehen, wir müssen den Rhein passieren, da die Österreicher schon hinüber sind. Allein laufen, Furcht zeigen, das darf kein Preuße; mithin ist alles bereit, wenn es darauf ankommt, zu schlagen. Die Franzosen erreichen ja ohnehin ihren Zweck. Man laß uns doch mit Anstand und Würde abziehen.» In keinem schriftlichen Zeugnis des preußischen Hauptquartiers spiegelt sich so wie in diesem Kleinmut und Verzagtheit und das Unvermögen, einer ernsten Stunde mit Festigkeit zu begegnen. Um es nicht zum Bruch kommen zu lassen, sollte Schmerz jetzt gar die Rückgabe der Gefangenen anbieten, ohne die bisher daran geknüpften Bedingung einer Schonung der preußischen Provinzen aufrechtzuerhalten. Er wurde sogar ermächtigt zu erklären, daß der König den Statthalter von Holland fallen zu lassen bereit sei. Um jedoch auch zu verstehen zu geben, daß man nicht *alles* vorbehaltlos hinnehmen wollte, ging Schmerz unterm 11. Oktober ein von Meyerinck gezeichnetes Abberufungsschreiben zu. Wenn der gleiche Kurier ihm auch ein zweites Schreiben zu überbringen hatte, in dem diese Abberufung annulliert wurde, so war doch nur das erste für Bachers Augen bestimmt, um eine gewisse Entschlossenheit vorzutauschen⁶⁰. In dieser ungeklärten Lage dachte Meyerinck daran, sich selbst nach Basel zu begeben, aber Ochs und Bacher ließen keinen Zweifel darüber, daß seine Anwesenheit jetzt noch unerwünscht sei⁶¹. Frankreich sei

⁵⁸ Schmerz an Meyerinck, 4. 10. 1794 (Pr. G. St. A.), Kohl, 38 f. In den folgenden Tagen äußerte sich Bacher ähnlich (s. Kohl, 39, 40, 48 f.).

⁵⁹ Meyerinck an Schmerz, 11. 10. 1794 (Pr. G. St. A.).

⁶⁰ Kohl, 47.

⁶¹ Meyerinck an Schmerz, 11. 10. 1794; Schmerz an Meyerinck, 16. 10. 1794 (Pr. G. St. A.), Kohl, 51; Otto, 35.

noch nicht hinlänglich auf den Frieden vorbereitet, wußte Schmerz zu berichten, und Ochs meinte, das Reich müsse sich erst für die preußische Vermittlung ausgesprochen haben, bevor offizielle Verhandlungen beginnen könnten. Da erkannten Möllendorff und Meyerinck immer deutlicher, daß es an der Zeit war, die Besprechungen aus der Atmosphäre unverbindlicher Sondierungen hinaufzuheben auf die Ebene offizieller Verhandlungen. Mit dem bisherigen Verfahren konnte man nicht weiterkommen. Bislang war Schmerz nur des Nachts herumgeschlichen und hatte sich nach eigenen Worten tagsüber «wie ein lichtscheues Käuzlein trostlos in seiner Höhle verborgen» gehalten. Möllendorff erkannte, daß er die Fühlungnahme mit Bacher dem Monarchen nicht länger verbergen durfte. Es reifte in ihm der Entschluß, seinen Adjutanten nach Berlin zu entsenden, um den König von allem zu unterrichten und ihm vorzuschlagen, den einmal begonnenen Faden bis zum guten Ende weiterzuspinnen. Wenn ein Unterhändler im Auftrage des Königs in Basel erschien, mußte nach seiner Ansicht auch Frankreich Farbe bekennen. Es durfte keine Zeit mehr verlorengehen, wollte Preußen nicht durch die Rückschläge in Holland und am Rhein gefährlich ins Hintertreffen kommen.

So machte Meyerinck sich auf den Weg zum König. Schmerz hatte indessen auf seinem Basler Posten auszuharren – um seine Familie in steter Sorge, die auch Bachers wortreiche Versprechungen ihm nicht beschwichtigen konnten⁶². Was besprochen wurde, war nach wie vor unwichtig, da Bacher immer noch ohne amtliche Weisungen aus Paris war. Im ganzen wurde die Atmosphäre mit der Zeit freundlicher, hatte doch Schmerz jetzt zu jeder Tageszeit Zugang zu Bachers Wohnung. Ihre Unterhaltungen betrafen stets dieselben Themen: den Tag von Kaiserslautern, die fragwürdige innere Festigkeit der Republik, die Schonung der preußischen Armee, die Besetzung Hollands, die künftige Vermittlung eines Friedens für das Reich. Am 23. Oktober lud Bacher ihn ein, ihn auf einer Reise zu Fousiedoire zu begleiten, der als Volksrepräsentant im Auftrage des Konvents bei den Streitkräften am Oberrhein wirkte und in St. Ludwig im Oberelsaß, in der Revolution in

⁶² Wenn er dann nicht großzügig für seine Bemühungen belohnt werde, sagte Bacher, werde Frankreich es tun. (Schmerz an Meyerinck, 22.10. 1794, Pr. G. St. A.) Als Meyerinck im November nach Basel kam, hatte er Schmerz nach seinen Wünschen zu fragen und ihm einen Titel, eine Dose, ein königliches Handschreiben oder Geld vorzuschlagen. Den Titel lehnte er ab, bat aber um ein Handschreiben und die Dose sowie um die öfters zugesicherte Schadloshaltung für den in seinem Geschäft eingetretenen Verlust und um die Bewilligung einer Jahresrente von 800 Talern.

Bourglibre umbenannt, seine Zelte aufgeschlagen hatte⁶³. Dieser versicherte ihm, daß der Wohlfahrtsausschuß seine Vorschläge wohlwollend erwogen habe, daß die preußische Armee jedoch zunächst einmal das gesamte linke Rheinufer geräumt haben müsse. Die Franzosen würden Möllendorff alsdann wie bisher in gemessenem Abstand folgen. Vor allem aber möge sich, so empfahl Fousse-doire, der König an die Spitze des Reiches stellen und die Fürsten, vorwiegend Bayern und die Stände des schwäbischen Kreises, zur Neutralität veranlassen. Wenn sie nämlich dann die preußische Vermittlung anriefen, sollten auch sie geschont werden. Er bat Schmerz, dieses als die Auffassung des Wohlfahrtsausschusses schnellstens an den König gelangen zu lassen und ihm zu versichern, daß die Republik beim Frieden auch seine polnischen Erwerbungen garantieren werde.

Inzwischen ging Schmerz' Mission langsam ihrem Ende entgegen. Hatte er auch oft über das Unwürdige seiner Verhandlungsbedingungen und über den nach seiner Auffassung ihn stets bevormundenden Ton der Briefe Meyerincks geschimpft und sich oft in die Bescheidenheit seines Kreuznacher Heimes zurückgewünscht, so war er im Grunde doch tief enttäuscht, als man seiner nicht mehr bedurfte und Meyerinck das fortsetzen wollte, was er so mühsam angebahnt hatte. «Soeben höre ich», schrieb er an den Major, «daß Jordis (es handelt sich um einen ihm bekannten Frankfurter Bankier) durch seine hiesigen Bekannten für Sie, einen Legationsrat, zwei Jägeroffiziere und vier Bediente . . . in dem nämlichen Hause gemietet wissen will, worin Bacher wohnt und sein Büro hat. Herr Bacher raset, Ochs erstaunet – und ich? – Ich schäme mich! Nicht meiner Langmut, nicht meiner Geduld haben Sie es zu danken, daß ich hier mich noch verweile, sondern weil ich empfinde, daß, wenn ich mich itzt entfernte, alles, was ich bishero Gutes tat, vereitelt sein würde. Bishero suchte ich mit Aufopferung meiner Gesundheit mich vor den politischen Spionen zu verbergen, um die königliche Ehre zu schonen. Nun wollen Sie auf einmal im Triumph auf-

⁶³ Schmerz an Meyerinck, 24. 10. 1794 (Pr. G. St. A.). Erschöpft und naß wie eine Fontäne, so berichtet er, kamen sie dort an. Das Klagegeschrei der unglücklich Bittenden habe er nicht mehr anhören können. Mit Bachers Sekretär sei er hinausgegangen, gegen Nebel und Regen unter einem alten Schuppen Schutz suchend. «Wir stehen hier sehr übel», sagte ich zum Sekretär. «Ja!» erwiderte er, bebte und machte Brrrr! «Doch stehen wir hier immer besser als der Kaiser im Vorhof zu Canossa.» Er nickte mit dem Kopf, denn sprechen konnte er nicht vor Zorn «. . . Zwei Stunden standen wir dort, mißmutig und verdrießlich. . .» Fast schon im Begriff, nach Basel zurückzukehren, erinnerte sich Schmerz, daß er ohne Bacher die französische Barriere nicht würde passieren können. Da rief Bacher ihn herein.

treten, ohne daß Sie mir's zuvor schreiben und Herr Bacher die Erlaubnis hat, mit Ihnen umzugehen? Tun Sie, was Sie wollen! Wenn Sie sich aber unangenehme Bedingungen zuziehen, dann werde ich mich damit zu verantworten wissen, daß ich öfters schrieb, ja nicht früher zu kommen, bis der Heilsausschuß Ihre Anherokunft verlange. Kurz, Holland muß erst erobert sein, ehe Sie hier mit Erfolg erscheinen können ⁶⁴.»

Dieser Zornesausbruch legte sich indes etwas, als Bacher zwei Tage darauf seinerseits darum bat, Schmerz möge vorsorglich bei Möllendorff um die Entsendung eines sachkundigen und bevollmächtigten Unterhändlers nachsuchen ⁶⁵. Bacher gab diese Anregung, obwohl er selber immer noch ohne Richtlinien aus Paris war. Immerhin rechnete er jetzt täglich mit der Ankunft eines Kuriers. Denn er glaubte sichere Anzeichen dafür zu haben, daß der Mainzer Friedensantrag nun auch den Wohlfahrtsausschuß aus seiner Reserve hervorlocken würde ⁶⁶.

Noch vor Mitte November war Schmerz' Mission zu Ende. Es war zwar noch kein Ergebnis mit Händen zu greifen, aber die Verbindung war hergestellt, das Vorgelände erkundet, und in ihren Umrissen traten auch schon die Schwierigkeiten deutlich hervor: das Schicksal der Reichsfestung Mainz, des linken Rheinufer und Hollands stand auf dem Spiele! Damit eröffneten sich Perspektiven, über die allein der König zu entscheiden hatte. Der Kampf der preußischen Friedenspartei um seine Zustimmung zu der Aktion des Hauptquartiers hatte inzwischen seinen Höhepunkt erreicht. In den Tagen aber, da mit der Beauftragung Meyerincks sich die Friedensfreunde durchgesetzt hatten, zog sich der grollende und selbstgefällige Kreuznacher Weinhändler in sich selbst zurück, um bald darauf in Spott und Ironie seinem Tagebuch die folgenden Sätze anzuvertrauen: «Nun fängt eine neue Epoche an, nämlich die glänzendere Geschäftstragung des Herrn Major von Meyerinck. Ich enthalte mich hier der umständlichen Beschreibung dessen Be-

⁶⁴ Schmerz an Meyerinck, 7. 11. 1794 (Pr. G. St. A.).

⁶⁵ Schmerz an Meyerinck, 10. 11. 1794 (Pr. G. St. A.).

⁶⁶ Er schien sogar darüber unterrichtet zu sein, daß man in Paris den Regensburger Beratungen starkes Mißtrauen entgegenbrachte und demzufolge um so eher bereit war, auf preußische Vorschläge einzugehen. Wenn man den Mitteilungen Schmerz' an Meyerinck vom 10. 11. 1794 glauben darf, so hatte die Bezugnahme auf den westfälischen Frieden in dem Mainzer Antrag den Wohlfahrtsausschuß sehr verstimmt. Dieser sehe, so schreibt Schmerz, in der kurfürstlichen Erklärung nur einen Kunstgriff, den Untertanen die eigenen erfolglosen Friedensbemühungen begreiflich zu machen, um dann zur Fortsetzung des Krieges alle Anstrengungen verdoppeln zu können.

tragens, weil sie mir immer eine seelerschütternde Erinnerung und für den Herrn Major gar zu tiefe Demütigung ist ⁶⁷.»

Aber wir haben vorgegriffen. Es war noch ein weiter Weg bis zu dem Augenblick, da der König die ohne sein Wissen eingeleiteten Besprechungen nachträglich genehmigte und durch die Ernennung eines Bevollmächtigten bewies, daß er entschlossen war, mit dem Gegner von gestern einen Ausgleich zu suchen. Diesen Weg zu verfolgen, wird die Aufgabe des nächsten Kapitels sein.

Zweites Kapitel

Die Bemühungen der Friedenspartei um die Person des Königs

Die vielen Stimmen, die im Frühsommer 1792 vor einem Feldzug gegen Frankreich gewarnt hatten, sollten nicht mehr verstummen, solange der Krieg andauerte, so daß es mehr und mehr geboten schien, auch den König von der Nutzlosigkeit einer Fortsetzung des Ringens zu überzeugen. Denn schon befürchtete man in Berlin ernsthaft Demonstrationen und sprach man davon, den Prinzen Heinrich, den Onkel des regierenden Königs, für die Führung einer solchen Bewegung der Kriegsgegner zu gewinnen ⁶⁸. Weder in den obersten Staatsämtern und der Umgebung des Monarchen noch in den Kreisen des gebildeten Bürgertums nahm man noch einen inneren Anteil an den Geschehnissen des Krieges ⁶⁹. Man sah in ihnen vielmehr eine überflüssige Last, der man sich möglichst schnell wieder zu entledigen hatte. Die literarische Opposition erhob immer kühner ihr Haupt und mahnte zur Aufgabe eines Kampfes, in dem es Lorbeeren nicht mehr zu ernten gab. Da waren dann auch in Zeitungen und Wochenschriften Verse wie diese zu lesen:

Friedrich Wilhelm, ruf es wieder,
ruf dein tapfres Heer zurück!
Laßt uns sein der Franken Brüder,
so gebeut es das Geschick.

⁶⁷ Schmerz' Tagebuch (Fassung des Pr. G. St. A.).

⁶⁸ Rich. Krauel, Prinz Heinrich von Preußen als Politiker, S. 60.

⁶⁹ Die Briefe, die der 1793 als geheimer Finanzrat nach Berlin berufene Günther v. Göckingk an den gräflichen Bibliothekar Benzler in Wernigerode richtete, spiegeln deutlich die Stimmung wider, wie sie damals in dem hohen preußischen Beamtentum anzutreffen war. (Siehe H. Pröhle, Der Dichter v. Göckingk über Berlin und Preußen unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. Zs. f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde, Bd. XIV, 1877, S. 29 ff., 31, 33, 35, 37, 41).